

Das Diözesanblatt gewährt nicht nur einen Überblick über die Reformwünsche des Klerus, sondern auch über die entsprechenden Anregungen und Reaktionen der kirchlichen Behörde. Es ist erstaunlich, wie aufgeschlossen Fürstbischof Hohenlohe den Reformbestrebungen begegnete, wobei freilich hervorzuheben ist, daß der Klerus der Breslauer Diözese in seinen Reformversuchen bestrebt war, Maß zu halten und vor allem im Einklang mit der Geistlichen Obrigkeit zu bleiben. Durch Miksas Studie wird deutlich, daß die Reformversuche nicht als Neuerungen verstanden wurden, sondern als Beseitigung von Mißständen und als Rezipierung wie Erfüllung der Beschlüsse des Tridentinums. Da der Zeitraum vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1821 verhältnismäßig wenig unter dem Gesichtspunkt der Aufklärung in der katholischen Kirche Schlesiens erforscht wurde, ist dem Verfasser für seinen Beitrag zur Erhellung dieser Problematik zu danken.

München

Walter Dürig

Ulrich Seng: Die Schulpolitik des Bistums Breslau im 19. Jahrhundert (= Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund 4). Otto Harrassowitz Wiesbaden 1989, 522 S.

Die Schulpolitik des Bistums Breslau im 19. Jahrhundert verdient deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil mit Schlesien 1742 erstmals größere katholische Gebiete mit dem Sitz eines Bischofs an den preußischen Staat gefallen waren, der seinerseits von der lutherischen Tradition geprägt war und eine Kirchenhoheit praktizierte, die weit über die entsprechende Praxis in Österreich hinausging. Im Hubertusburger Frieden (1763) hatte Friedrich d. Gr. der neu erworbenen Provinz zwar den kirchlichen Status quo garantiert, doch führte die Integration Schlesiens in den preußischen Staat unausweichlich zu einem Rückgang des in österreichischer Zeit dominierenden Katholizismus. Dennoch behielt die katholische Kirche bis weit in das 19. Jahrhundert hinein in Schlesien eine rechtliche Stellung, die sich deutlich von der in anderen preußischen Provinzen unterschied. Erst die im Umkreis des Ersten Vatikanischen Konzils ausgelösten Grundsatzkonflikte haben ihre Position geschwächt. Das betraf auch das Gebiet der Schule, wo der kirchliche Einfluß bis in die Zeit des Kulturkampfes stärker war als in den preußischen Westprovinzen.

Vf. zeichnet weit ausladend das Bemühen der katholischen Kirche und ihrer Repräsentanten um die Schule. Dadurch wird seine Arbeit zugleich zu einem beachtlichen Beitrag zur Breslauer Bistumsgeschichte. Für die Untersuchung stützt er sich auf eine breite Literatur und darüber hinaus auf ungedruckte, u. a. Breslauer Quellen. Die Arbeit ist in folgende Kapitel gegliedert: 1. Unter dem Zeichen der Aufklärung, 2. Unter dem Zeichen der Restauration, 3. Der Pontifikat Diepenbrocks – Neuordnung der Verhältnisse, 4. Die relativ ruhigen Jahre, 5. Das Bistum im Kulturkampf, 6. Die Sprachenfrage, 7. Kirchenfriede im Kaiserreich. Die Periodisierung folgt also einem kirchengeschichtlichen Einteilungsschema, nicht aber den übergreifenden Tendenzen der preußischen Schulentwicklung. Daher bildet sie auch eher einen Beitrag zur Kirchen- als zur Schulgeschichte. Gegenüber den preußischen Westprovinzen unterschied sich die Lage im Bistum Breslau auch bezügl. der Sprachenfrage. Die kirchlichen Instanzen haben durchweg die Muttersprache respektiert, von einer Germanisierung Abstand genommen und durch die Förderung der polnischen Hochsprache indirekt sogar die Polonisierung Oberschlesiens gefördert. Sehr auffällig ist der Unterschied gegenüber den Westprovinzen aber auch auf anderem Gebiet. W. Schaffer, Schulorden im Rheinland. Ein Beitrag zur Geschichte religiöser Genossenschaften im Erzbistum Köln zwischen 1815 und 1875, dme-Verlag Köln 1988, hat kürzlich in seiner gründlichen Studie jenen beachtlichen Anteil geschildert, den die Orden, vor allem die Frauenorden, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bei der Förderung der Schulen und insbesondere der Mädchenschulen gehabt haben. Man kann sogar sagen, daß sie die seit dem 18. Jahrhundert dekretierte allgemeine Schulpflicht durch ihren Einsatz weithin erst in die Tat umgesetzt haben. Nach Seng scheint dies in Schlesien nicht der Fall gewesen zu

sein. Er berichtet jedenfalls nichts von einem vergleichbaren Einsatz der Lehrorden. Insgesamt bildet die Arbeit eine willkommene Bereicherung der schlesischen Kirchengeschichtsschreibung.

*Città del Vaticano*

*Erwin Gatz*

Das katholische Württemberg. Die Diözese Rottenburg-Stuttgart. Zeiten – Zeichen – Zeugen. Ulm, Süddeutsche Verlagsgesellschaft 1988. 327 Seiten.

Seit geraumer Zeit war bekannt, daß Dr. Georg Moser, Bischof von Rottenburg, an einer schweren Nierenkrankheit litt. Deshalb wollte sein Domkapitel mit einem „großen“ Geburtstag nicht bis zur Vollendung des 70. Lebensjahres warten; der 65. Geburtstag sollte in besonderer Weise gefeiert werden. Doch erlebte Dr. Moser auch diesen Tag nicht mehr; am 9. Mai 1988, einen Monat vor dem Fest, starb er.

Als literarische Festgabe war ein Band geplant gewesen, der die kirchliche Entwicklung im alten Land Württemberg, also im Raum der Diözese Rottenburg, darstellen und durch zahlreiche Bilder illustrieren sollte. Beim Tod des Bischofs waren die Vorbereitungen weit gediehen; das Werk erschien trotzdem, jetzt als Ehrung für den Verstorbenen.

Drei längere Texte stammen aus der Feder Tübinger Professoren. Den Anfang macht Rudolf Reinhardt mit „Von den Anfängen zur Oberrheinischen Kirchenprovinz. Der weite Weg zur Diözese Rottenburg“ (S. 19–56). In der Tat: es ist ein weiter Weg, der geschildert wird. Besonders ausführlich werden die Jahre nach 1800 bis zur Errichtung der Diözese (1828) dargestellt. Das Mühen um eine neue kirchliche Gliederung im deutschen Südwesten war intensiver, auch schwieriger, als es heute oft gezeigt wird. Vieles, was eine endgültige Lösung sein sollte, war durch neue politische Umwälzungen recht bald überholt. An einigen Stellen zitiert der Autor bisher unbekanntes archivalisches Material (u. a. Universitätsbibliothek Heidelberg). So ist zu wünschen, daß er bei anderer Gelegenheit das Ganze noch einmal darstellen kann, dann mit ausführlichen Quellenbelegen.

Übersehen hat der Autor, daß auch Preußen, das im ausgehenden 18. Jahrhundert die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth übernommen und dabei eigenmächtig die Grenzen erweitert hatte, ein eigenes Landesbistum anstrebte. Alois Wagner, lange Zeit Pfarrer in Stimpfach im Ansbachischen, später Domkapitular in Rottenburg, schrieb am 1. August 1830 an August Graf Spiegel, Erzbischof von Köln: Er erinnere sich gerne an die Zeit als preußischer Untertan. Als Pfarrer von Stimpfach habe er von der Regierung den Auftrag erhalten, einen „Konkordatsentwurf zur Errichtung eines Bisthums für die zwei Provinzen Bareyth und Ansbach“ zu fertigen. Der Vorschlag fand die königliche Genehmigung, konnte aber wegen der Besetzung des Landes durch Bayern nicht mehr realisiert werden (Staatsarchiv Münster/Westfalen, Depositum Desenberg, F. A. von Spiegel, 440).

Reinhardts Fakultätskollege Max Seckler steuert einen Vortrag bei, den er 1981 bei der Wiedereröffnung des renovierten Wilhelmsstifts in Tübingen gehalten hat: „Weltoffene Katholizität. Die Idee des Wilhelmsstifts in Geschichte und Gegenwart“ (S. 59–80, erstmals erschienen in Theologische Quartalschrift 162, 1982, 178–202). In einem weitgespannten Wurf wird der Geist beschworen, der das berühmte Wilhelmsstift in Tübingen seit seiner Gründung im Jahre 1817 getragen hat oder getragen haben soll. Das Haus war und ist Teil des „Tübinger Modells“, das Seckler entwickelt: zwei theologische Fakultäten an derselben Universität, dazu, analog zum Evangelischen Stift, ein studienbegleitendes Haus, das den katholischen Theologiestudenten nicht nur Tisch und Schlafgelegenheit bietet, sondern sie auch für den künftigen Beruf erziehen will. Allerdings dürfte sich die Vorstellung vom „Tübinger Modell“ kaum durchsetzen. Es war nämlich weder erst- noch einmalig. Auch lagen beim Wilhelmsstift von Anfang an zwei Ideen im Streit, die einer weltoffenen Katholizität und die eines mehr abgeschiedenen, klösterlichen Hauses. Die Auseinandersetzungen wurden oft erbittert innerhalb